

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die ewige Angst.

Ganz plötzlich ist die Verfassungskrise wieder akut geworden. In den vom Auswärtigen Amt mehr oder weniger abhängigen Blättern wimmelt es von Betrachtungen über neue Schwierigkeiten, die sich dem konstitutionellen Regime entgegenwürfen. Man wird allerdings nicht ganz flug daraus, von welcher aufsehenerregend fürchterlichen Gefahr das deutsche Volk diesmal bedroht sei; denn bestimmte Tatsachen werden nicht mitgeteilt, und bestimmte Namen werden nicht genannt. Aber man liest von einer „Ueberrumpelung“ des Kaisers, von „geheimen Schranken“ und „zynischen Interessenjägern“, von „Kamarilla“ und „Vandalentum der Krone“.

Was soll der Lärm? fragt man unwillkürlich. Worauf läuft das ganze Geschrei hinaus? Daß es, wo Rauch ist, auch Feuer geben muß, ist ziemlich selbstverständlich. Der Kaiser hat den Druck des Reichstages und des Fürsten Wilhelms nachgegeben und am 17. November seine bekannte Wälfenklärung im „Reichsanzeiger“ gutgeheißen, die sich auf die Wahrung der „verfassungsmäßigen Verantwortlichkeiten“ bezog. Er sagte sich dem Anzuge der Tatsachen, dem sein Stiefvater sich entgegen setzen, auch ein von seiner Selbstherrlichkeit überzeugter Monarch nicht. Aber daß es für einen Herrscher, der zwanzig Jahre lang durch die Spinnweben der papierenen Verfassung sich in seiner persönlichen Freiheit hindurch bewegt hat, nicht ganz leicht war, kurz vor der Vollendung seines fünfzigsten Lebensjahres noch einmal umzulegen, verliert sich eigentlich von selbst.

Ob der Kaiser wirklich seine Verfassung auch nach außen hin gab, ob er, wie sentimentale Chroniken behaupten, das Bett hüte und durch „Gebet und Tränen“ das irdische Gleichgewicht wiederzugewinnen suchte, darüber wollen wir uns einer eigenen Meinung enthalten. So viel ist indessen wohl klar, daß eine derartige Nervenschrumpfung hin und her pendelt. Deshalb kann es sehr wohl sein, daß, was heute als notwendiges „Opfer“ erachtet, morgen bereits als übertriebene Maßgabe bigotterie ausgelegt wird.

Auch das Hofgesinde in seinem weitesten Begriff wird schwerlich unzulänglich an den wechselnden Stimmungen des Herrschers sein. Es wird immer in der Umgebung eines Kaisers Personen geben, die ihm nach dem Munde reden. Es wird ebenso wenig an anderen Personen fehlen, die dem Kaiser schmeicheln, um ihre Beibehaltung zu fördern. Wenn die „Krausitz“ sich gegen die Behauptung wehrt, daß sie mit dem Abdruck des „Ella“-Artikels, der so geschicklich den Kaiser mit Aristides dem „Gerechten“ verglich, den Kaiser aufpassen wollte, so darf man doch überzeugt sein, daß der Artikel zu diesem Zwecke unbringende Verwendung gefunden hat.

Man braucht indessen nicht in die Ferne zu schweifen, um Objekte zu finden. „Sieh, das Gute liegt so nah.“ In der „Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung“ wird beständig auf die dem Kaiser drohende „revolutionäre Gefahr“ hingewiesen. Dieses fromme Blatt lobte schon die reaktionäre Minderheit, die am 10. November nicht in das Horn der öffentlichen Meinung geklopfen habe und befähigte ihr: „Diese Wenigen ahnten, wie nun überall geringe Wülfen erwachen würden, und sie wußten aus der Geschichte, daß, wenn alle den Kopf verlieren, das Revolutionieren ein Rinderpiel ist.“ Und daselbst fichtlich vorhandene Blatt

pinnt den gleichen Faden weiter, indem es in seiner neuesten Nummer schreibt:

„Daß über den Gesundheitszustand Kaiser Wilhelm's inzwischen die Gerüchte aufkauten, erfüllt die Stürmer fast mit Genugtuung. „Allo es hat gefessen!“ Jawohl. Gelesen hat die schmerzliche Offenbarung, daß ein großes Volk nur nach dem lineamagabihischen Bildern vor dem Fortschritt urteilt, und dazu kam noch der höchste Beruf: Kaiser's, der nichts weniger wie Hölle, sondern ein großer treuer Freund war. Darunter können auch stärkere Nerven getrieben zusammenbrechen. Aber zum Glück sind die Gerüchte übertrieben. Und wir geben die Hoffnung nicht auf, daß noch ein, wie für Wilhelm I. nach nächtlicher Fahrt vor seinem eigenen Volke, auch für Wilhelm II. die Zeit kommen wird, wo sein Volk sich schämt, ihn verkannt zu haben. Unsere Tage sind in Unruhe. Bieleicht werden wir bald nach einem Führer rufen. Das ist dann keine Reichstagskommission, deren Exorzismen unter einer Kaiserinade Platz hat, sondern der Erbe Wilhelm's I. Im Parlament wollen sie jetzt das Sedanbild weghaben. Es ist zu erklären. Dann mögen die Herren beachtliche Brompfitzen nehmen. Aber in der Welt kann es vielleicht bald noch aufreizen werden; Weisheit, Scherwälder, wo Schilde tragen; Wülfen, Wölfsgeil, ehe die Welt zerfällt. So singt de Ebba, und über Nacht könnte es wahr werden.“

Solche päpstlichen Ergüsse werden natürlich geschrieben, damit sie vom Kaiser gelesen werden. Es wird auch dafür gefordert, daß er sie liest. Nimmt man dazu noch die Ehrenbläsern der Hölle und Schmeichler, so müßte es seltsam zugehen, wenn nicht etwas häßlich blöde.

Gerade vom Standpunkt einer rein menschlichen Betrachtungsweise der Dinge ist es lächerlich, den Monarchen zu einem chinesischen Jagoden machen zu wollen. Das Wort „homo sum“ gilt, wie Herr v. Schön sagen würde, für „hoch und niedrig“. Auch einem Kaiser ist nichts Menschliches fremd. Man kann ihn nicht verhehlen, sich seine Rechte nach eigenem Gelusamte auszuwehnen; man kann ihn auch nicht hermetisch von seiner Umgebung absperrn. Dann muß man aber auch damit rechnen, daß er in seinen Stimmungen wechselt.

Der konstitutionelle Grundfatz, daß der König nicht unrecht tun kann, hat nie den Sinn gehabt, daß der König jenseits aller wechselnden Stimmungen und Leidenchaften stünde. Er befragt nur, daß der König nicht die Macht hat, das Volk in gefährliche Bahnen hineinzubringen, weil er durch die Verfassung in seinen Handlungen eingeschränkt wird. Deshalb ist die etwas heimliche Angst vor einem Stimmungswechsel des Kaisers und die etwas übertriebene Ausmaßung der Gefahren, die aus seinem veränderten Verhalten dem verantwortlichen Staatsmanne gegenüber sich ergeben können, nur ein Zeichen für die Mangelhaftigkeit unserer Konstitutionen. Wenn heute auf das geheimnisvolle Schreiben einer Kamarilla am Hofe des Herrschers hingewiesen wird, dann weiß man nie, wer eigentlich den Ruf: „Haltet den Dieb!“ erschallen läßt.

Man wird die menschliche Natur nicht ändern können. Sind auch die Persönlichkeiten der Herrscher veränderlich — sind auch die Persönlichkeiten der Untertanen — so haftet doch selbst dem besten Herrscher ein Erbesseel an, bei zu tragen für ein müßiges Volk peinlich ist, wenn die Persönlichkeit des Herrschers nicht durch Verfassungsbestimmungen gelenkt und gehalten wird. Darum ist es so löchrig wie möglich, wenn Davor genannt wird, den Kaiser durch die Förderung der konstitutionellen Garantien zu „reizen“. Mit der Person

des jeweiligen Herrschers hat diese Forderung nichts zu tun; sie ergibt sich aus elementaren Notwendigkeiten des Gemeinwohls. Vielleicht aber steht hier der Widerspruch des jetzigen Kampfes gegen die allernachste Kamarilla.

Die ewige Angst vor dem persönlichen Regiment erinnert etwas an jenen Hauptmann, der sich für den Markgrafen Romagnone durch einen von Räubern unflüchtig gemachten Wald Genaden um Vergebung erbat. Wenn der Reichstag von seinen verfassungsmäßigen Rechten Gebrauch macht, und wenn er die jetzige Gelegenheit ansucht, sie zu erweitern, dann braucht er die persönliche Politik nicht zu fürchten. Auch die amtlichen Kreise werden ihre Abneigung vor der höfischen Kamarilla nicht besser beweisen können, als wenn sie bei der Erringung der konstitutionellen Garantien tatkräftig mitwirken.

Die Diamanten.

Die vom Staatssekretär Dernburg in seiner Diamantenrede im Reichstage in Aussicht gestellten organisatorischen und finanziellen Maßregeln bezüglich der Diamantengewinnung in Deutsch-Südwestafrika werden gegenwärtig zum Teil bereits verwirklicht. Eine Vereinigung der leitenden Beamten zur Organisierung und Bewertung der Diamantenausbeute ist in der Bildung begriffen. Wie wir weiter vernehmen, belegt eine gefestete in Kraft getretene Verordnung den Export der Diamanten mit einer Steuer in Höhe von 33 Prozent des Wertes.

Die Bankumsatzsteuer.

In der Generalversammlung des Zentralverbandes des deutschen Bank- und Bankiervereins am Sonnabend hat der Vorsitzende, Geheimrat Justizrat Professor Dr. Wiesner mitgeteilt, daß eine Bankumsatzsteuer geplant ist, und zwar wolle man die Bankumsätze mit 1 pro Mille besteuern. Wie man aus dem Reichsanzeiger nicht erschließt, hat man dort sich mit einer Bankumsatzsteuer nicht beschäftigt. Die Gerüchte von der Bestreben nach einer solchen Steuer haben wohl darin ihren Ursprung, daß der „Schuhverband“ für die Reichsfinanzreform“ die Herren Dr. Krenn und Gosselien einen vollständigen Entwurf für ein Bankumsatzsteuergesetz ausgearbeitet hat. Wie uns im Reichsanzeiger bei dieser Gelegenheit femer berichtet wurde, sind gegenwärtig Euentualstudien zur Reichsfinanzreform überhaupt nicht vorbereitet.

Castros Reise nach Berlin.

In Berlin wird Präsident Castro, wie uns ein Privat-Telegramm meldet, erst heute abend eintrifften. Er ist gestern abend von Paris in Köln eingetroffen, hat dort übernachtet und setzte heute die Reise nach Berlin fort, wo er im Hotel „Golfstraße“ in der Bellevuestraße absteigt. Der Präsident scheint sich zu einem längeren Aufenthalt in der Reichshauptstadt zu richten; denn in dem Hotel sind für ihn und sein Gefolge Zimmer für vier Wochen bestellt. Bei der Durchsicht Castros in Kattich waren übrigens, wie uns ein Privat-Telegramm unseres X-Afforepöndenten mitteilt, am Bahnhof polizeiliche Maßregeln getroffen, um das venezolanische Staatsoberhaupt vor Belästigung zu schützen. Der Bahnhofs war für das nicht reisende Publikum gesperrt, und vier Polizeioberleute in Zivil bewachten den Wagen des Präsidenten während des Aufenthaltes. Castro weiterte sich, die belägerten Journalisten, die ihn interviewen wollten, zu empfangen.

Wie uns hierzu von gut unterrichteter Seite mitgeteilt wird, kommt der Präsident Castro nach Berlin lediglich als Privat-

Berliner Skizzenbuch.

Adolf und Coco.

Von [Nachdruck verboten.]

Hermann Heijermans.

Was ein Clown in früheren Jahrhunderten gewesen — sein Ursprung, seine historische Bedeutung — endlose Bücher sind in gewissenhaften Studienbüchern von noch gewichtigeren Untersuchungen darüber vollgeschrieben worden. Und es war zu wenig und traurig daneben.

Der Clown in seinem edelsten Wesen ist, recht betrachtet, die Erscheinung des homo sapiens selbst. Wer sich nach den Rahmen der Mode richtet, ist ein Clown — wer sich während des kurzen Lebens über das Leben selbst beugt, ist ein Clown — wer sich teuer begraben läßt, ist ein Clown — wer den ganzen Tag in „Kunst“ baggert, ist ein Clown — wer einen Bierbauch oder eine Teinfersene hat, ist ein Clown — wer Geld gegen besitzt und sich schweißtriefend müht, noch was dazu zu verdienen, ist ein Clown — wer den ganzen Tag über betet, aus Furcht vor dem lieben Tod, ist ein Clown — wer jemand lehren will, wie man vernunftgemäß leben soll, ist ein Clown — wer...

Aber so konnte man ganze Spalten lang fortfahren, ohne weiter zu kommen. Aber das Absterben der ganzen Geschichte, die wir wissen, kennen, ist, daß, wer alles meißelt und den Schein des Gleichgewichts wahr, so oft die Gebärden eines Sansarvates zeigt. Ich und Sie, höflich ausgedrückt, sind Clowns. Fast zu jeder Stunde. Doch wir wollen uns nicht zu sehr davon verlieren. Es wird wichtig, sich selbst in einem glühenden Spiegel zu betrachten. Und es gibt da kein Gut-tunnen. Das herrlich sichere Bewußtsein, daß unser Nachbar eine amüsante Kreatur ist, ist ein Trost — die eigenen Bodspringe und Applaudien bedacht man in der Alltäglichkeit schon nicht mehr. Daher kommt es, daß ein guter, wirklicher Zirkusclown im Grunde genommen ein internationaler Feld ist, der, weil er mit Ihren und meinen Gesandheiten, Aufstufungen, Eigenschaften usw. wie mit Eisenblättern spielt, auch für die nächste Zukunft ein Mensch von höherer Bedeutung ist. Vor jedem begabten Zirkusclown sollten wir voll Ehrerbietung den Hut abnehmen. Denn ein

Zirkusclown macht uns meistens dadurch lachen, daß er nicht tut, was er sehr wohl versteht — während wir durchgehend unsere Freunde ergötzen, indem wir tun, was wir nicht verstehen.

Ein Zirkusclown untercheidet sich von dem Clown außerhalb des Zirkus durch die göttliche Dummheit, die ihm das Recht gibt, die heiligsten Dinge: Ordenszeichen, Tod, Autoritäten, Jung, Weisheit, um nur ein paar heilige Sachen aus dem Stegreif zu nennen, zu „veräppeln“. Der Zirkusclown steht außerhalb der Zeit. Wenn er mit verzweifeltstem Gesicht das Zeichen der Kreuzes vor seinem schreitenden Kameraden macht, so läßt man darüber finden er einen Orden auf seinem Rücken trägt, finden wir das normal — alle seine Dreistigkeiten, Brutalitäten, scharfen Ausfälle amüsieren uns. Er ist frei. Er ist in seiner Stupidität ein Symbol. Wir, Leute von außerhalb des Zirkus und von derselben Art — wir beneiden ihn. Er ist ein härterer, größerer Philosoph, als wir pro Duzend. Mit seinem weißgelochten Antlitz, seinen feuerroten Lippen, seinen schwarzen Strichen auf Stirn und Kinn, seinem leber- die Dinge - Wegbildern, seinem Leber - die Dinge - Weglagchen, seinem Leber - die Dinge - Wegleben — ist er uns über. In der Jugendzeit, als Kind, war es einer unserer Träume, Zirkusclown zu werden — „im reifen Leben“ vertiert sich diese Aufgebälltheit, die Arroganz, die tranthafte Einbildung, die Sicherheit und das überlegene Vagdeln bei den großen Rektionen, die der Zirkusclown uns Clowns gibt.

Adolf und Coco vom Zirkus Schumann — welches Kind, welcher Mensch in Berlin kennst sie nicht? — sind zwei der Ausserordenen, zwei Weisheit in der Weltstadt, solange sie sich in der Arena bewegen. Außerhalb des Zirkus sind sie sich in der Weltstadt. In Zirkus werden sie zu sie homo sapiens wie wir — in Zirkus werden sie zu sie Professore der menschlichen Karreie. Sie sind fünf darum Clownsclownen zu stehen, keine Rektionen tragen, ein gewöhnliches Menschengefühl zeigen. Adolf mit seinem dumm-nüchtern Gesicht, etwas sonderbaren Köpfchen und zu weitem Weisheit - Coco mit ein Paar intelligenten Augen, die nichts begreifen, weisem Stranbüschchen, einem Reinkleid, das vom Vater auf den Sohn vererbt zu sein scheint,

vergegenwärtigen die moderne Richtung in der hohen Schule der Karzeit. Und gerade das Fehlen der Clownattribute verleiht die Wirkung, bringt uns die beiden näher. Je mehr die Zirkusclowns uns selbst gleichen, um so amüsanter finden wir sie. Im „Gespalsch“ tritt schon ein ganz korrekter geleiteter, durch nichts Aufrechterliches Aufmerksamkeit auf sich ziehender Herr als Clowdown auf — aber Adolf und Coco, die ohne Eschichtschultraufen, sind vielstärker, genial-dummer, interessanter — von einer allgemeinen Menschlichkeit, die für alle Jahrhunderte gilt...

Von diesen beiden wünschen wir mehr zu hören — und sie waren so freundlich, zu erzählen.

Erst Coco. Seinen pelzgefüllteren Rod legte er auf einen Stuhl, zündete eine Zigarre an. Er sah wie ein netter Bürger aus, blaue Joppe, weiße Weste, hatte als Kind die Wälfen gehabt. „Ich bin aus Ungarn“, sagte er, „bin zweieunddreißig Jahre alt und arbeite schon volle acht Jahre Abend für Abend bei Schumann mit meinem Kollegen Adolf zusammen. Rein, ich habe nicht als Clown begonnen. Als Kind von fünf Jahren — Schulbänke konnte ich nicht — wirkte ich schon bei karischen Spielen und Vortagearbeiten mit. Mein Vater hatte damals selbst einen kleinen Zirkus in Ungarn, wo sie konnten mich mit meinen fünf Jahren sehr gut verwenden. Wenn Vater auf dem Rücken lag, mochte er mich mit seinen Füßen in die Höhe und rief mich wieder mit den Füßen auf. Lange hat unser Zirkus nicht bestanden. Vater fiel von einem Trapez, bekam einen Bluterucken in den Rücken, arbeitete weiter, weil er weiterarbeiten mußte — und starb, als er neununddreißig Jahre alt war. Ja, in den Tagen kannte man noch kein Fankrek...“

Von dem Zeitpunkt an haben mich meine Mutter, meine beiden Brüder und ich getrennt. Mutter ist Reiterin, mein ältester Bruder reist mit einem Zirkus, mein jüngster ist Jodel und Stehpoilteiger in Russland. Ich trat mit musikalischen Nummern auf — ja, ich schwärme für Musik — wurde Clown und brachte es im ungarischen Heer innerhalb achtzehn Monaten zum Sergeanten. Gut, das meine Untergebenen nicht wußten, daß ich Clown war...

Und Soldat in meinem Heer bin ich noch. Ich informiere mich jeden Tag in der Zeitung darüber, wie es zwischen